Demonstration vor Kreta Verhandlungen schweben und eine Verstärkung der großmächtlichen Geschwader in den griechischen Gewässern in Erwägung ist. Es liegt auf der Hand, daß durch die Anwendung solcher Mittel ein Theil dessen nachgeholt werden könnte, was durch die Mächte schon längst hätte geschehen können, um die Halsstarrigkeit Griechenlands zu brechen. Vorbedingung freilich bleibt, daß das Einvernehmen der Cabinette vorhält und daß dieselben sich auch wirklich über die „Richtungslinie" ihres Vorgehens, wie Salisbury sagte, einigen. Der Premierminister fügte hinzu, es sei schwierig, diese Richtungslinie zu finden — viel Köpfe, viel Sinne — und so wird man gut thun, nicht allzu fest auf die Harmonie im Concert der Mächte zu bauen. Die „Hamb. Nachr." machen bekanntlich ein großes Fragezeichen dahinter, indem sie schreiben:

> Die Langmuth, welche die Mächte gegenüber dem völkerrechtswidrigen Vorgehen eines Staates dritten Ranges an den Tag legen, verdient Bewunderung und hat ihren Ursprung anscheinend in dem Wunsche, europäische Conflicte zu vermeiden. Aber diese Sachlage läßt die angeblich bestehende Einigkeit der Großmächte doch in einem etwas unsicheren Lichte erscheinen. Wenn sie wirklich in dem behaupteten Maße vorhanden wäre, würde man gegen Griechenland mit größerem Nachdruck auftreten, als es thatsächlich geschieht.

Die „Hamb. Nachr." lassen sehr deutlich durchblicken, daß es England ist, dem sie nicht trauen. Englands Haltung erscheint allerdings zweifelhaft. Es wird behauptet, daß es sich für die Unterstützung Griechenlands einen Hafen auf Kreta gesichert habe, und die vielfach übersehene Konstantinopeler Meldung, Lord Salisbury habe kürzlich mit dem Sultan einen Depeschenaustausch gehabt, in welchem der Letztere an das „alte Freundschaftsgefühl" Englands für die Türkei appellirt und um eine Intervention Englands auf Kreta ersucht habe, läßt vermuthen, daß von London aus noch andere Fäden nach Konstantinopel gesponnen werden, die zu dem Gewebe, an welchem die Vertreter der Mächte eben mühsam arbeiten, nicht stimmen. Albion hat immer im Trüben gefischt, und wenn die „Nordd. Allg. Ztg." sich aus Wien telegraphiren läßt, marinetechnisch sei, wie man in diplomatischen Kreisen hervorhebe, die Landung griechischer Truppen angesichts der großmächtlichen Action unbegreiflich, womit offenbar angedeutet werden soll, daß von irgend einer Seite die Landung griechischer Schiffe gedeckt worden ist, so wollen wir dies wenigstens registriren, ohne uns die Auffassung der Wiener Correspondenz, die nicht ganz einwandfrei ist, anzueignen. Wenn übrigens der „Nordd. Allgem. Ztg." weiter aus Wien berichtet wird, es verlaute dort, daß eine feindselige Haltung der Großmächte gegen Griechenland unwahrscheinlich sei, weil die griechische Action unter der vollen persönlichen Verantwortung der Königs erfolge, so widerspricht dies der Haltung der beiden in dieser Hinsicht zunächst in Betracht kommenden Mächte, Deutschlands und Rußlands. Wäre die Meldung richtig, dann könnten die Mächte allerdings nichts Besseres thun, als schleunigst ihre Schiffe nach Hause zu beordern.

Das Auftreten des Herrn Cecil Rhodes vor der parlamentarischen Untersuchungs-Commission zeugt von einem Selbstgefühl, wie es nur Denjenigen zu beseelen pflegt, der sich als Herr der Situation fühlt. Sonst hätte er nicht mit beinahe cynisch zu nennender Offenheit zugegeben, daß er, was man freilich längst wußte, die eigentliche treibende Kraft des gegen die staatliche Selbstständigkeit der südafrikanischen Republik gerichteten Complots gewesen ist. Dabei beißt es doch wirklich den thatsächlichen Hergang direct auf den Kopf stellen, wenn Cecil Rhodes die Regierung des Präsidenten Krüger mit der Verantwortlichkeit für sein und Jameson's völkerrechtswidriges Handeln belastet, weil jene es ablehnte, die Uitlanders ohne jegliche Garantie für ihr staatstreues Verhalten zu Vollbürgern der Republik zu proclamiren, und unparteiischen Lesern der Rhodes'schen Ausführungen muß es als der Gipfel der Unverfrorenheit erscheinen, wenn Herr Rhodes aus dem Scheitern des Planes, mit der staatlichen Unabhängigkeit der Burenrepublik auf constitutionellem Wege — der Majorisirung durch das ad hoc mit dem Bürgerrecht en masse zu begabende Uitlanderthum — fertig zu werden, die Befugniß zur Beschreitung des nichtconstitutionellen Weges ableiten möchte. Aber Herr Cecil Rhodes kennt die Herren im Untersuchungsausschuß so gut wie sie ihn; deshalb nahm er auch keinen Anstand, das Märchen von den gemeinschaftlichen Intriguen des Präsidenten Krüger und einer fremden Macht — gemeint ist natürlich Deutschland — gegen die britische Stellung in Südafrika aufzuwärmen, in der sichern Ueberzeugung, dadurch ein sympathisches Echo in der englischen Volksseele wachzurufen. In der englischen Politik, mag es sich nun um Südafrika oder was immer handeln, spielen Recht und Billigkeit gar keine Rolle, eine um so größere aber spielt der Utilitarismus, der Alles sanctionirt, was dem Lande nützt, Alles verwirft, was den Landesinteressen zuwiderläuft. Deshalb konnte Cecil Rhodes vom seinem Standpuncte aus mit vollem Fug die Besetzung Kretas durch Griechenland mit dem verunglückten Jameson'schen Raubzuge in Parallele stellen und erklären, daß, so zweifellos rechtswidrig das griechische Vorgehen sei, es doch in England allgemein gebilligt werde. — In Pretoria wird man, durch frühere Erfahrungen zur Genüge mit dem englischen Volkscharakter und dem Geiste der englischen Politik vertraut, durch das Auftreten Cecil Rhodes' vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschusse nicht weiter überrascht sein, wohl aber durch dasselbe sich in dem Entschlusse bestärkt fühlen, der englischen Südafrikapolitik nach wie vor das schärfste Mißtrauen entgegenzusetzen.

Deutsches Reich.

△ **Leipzig**, 18. Februar. Daß den führenden Herren des „national-socialen Vereins" bange wird vor den Geistern, die sie gerufen haben, beweist folgende in Nr. 8 der „Hilfe" veröffentlichte Erklärung des Herrn Professors Sohm:

> „Da ich für den Inhalt des von Herrn Pastor Feddersen verfaßten Gedichtes „Wir sind ein ehrliches Geschlecht" einigermaßen mit verantwortlich gemacht werde, so erkläre ich hiermit, daß ich zwar in Erfurt das Bild vom Saale gebraucht habe, daß mir aber nicht eingefallen ist, die Arbeiter in irgend welcher Form zu gewaltthätigem Eindringen in den Gesellschaftssaal aufzufordern. Der ganze Ton und Inhalt des Feddersen'schen Gedichtes widerspricht durchaus dem, was ich für richtig halte".

Herr Professor Sohm wird, hoffentlich zu eigenem Nutz und Frommen, aus der Verwerthung seines „Bildes vom Saale" entnehmen, daß es nicht ganz leicht ist, Politik zu treiben. Wir möchten bei dieser Gelegenheit an einige Sätze erinnern, die Herr von Bennigsen bei der Feier seines 70. Geburtstages am 10. Juli 1894 in seiner Rede aussprach: „Das ist auch einer der großen Gegensätze, die in unserer politischen Praxis liegen, in der radicalen Weise, wie man da glaubt, Politik treiben zu können — ich halte es aber für keine (Heiterkeit). Aber die Beherrschung und die Zusammenfassung der Menschen zu gemeinsamer Arbeit, zu einer gemeinsamen öffentlichen geordneten Politik, das ist keine Schulaufgabe, Gott bewahre, das ist eine der schwersten Künste, die nur in den seltensten Fällen vollständig gelungen sind." Daß der „national-sociale Verein" auch nur annähernd diese schwerste aller Künste bisher zu üben versucht habe, wird er weder behaupten wollen, noch beweisen können.

* **Berlin**, 17. Februar. Der Mangel an Vaterlands- und Nationalgefühl, mit dem die Wortführer der deutschen Socialdemokratie sich zu brüsten lieben, ist bei den französischen Socialisten im Allgemeinen nicht zu finden; diese sind zumeist mindestens eifrige Patrioten, zum Theil sogar Chauvinisten. Neuestens hat auch Henri Rochefort, dessen Gesinnungsstöße doch gewiß echtfaßig ist, Gelegenheit genommen, sich gegen die Vaterlandslosigkeit zu wenden und unumwunden für den Nationalismus auszusprechen. Es geschah das, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, am Sonntag bei einem Festessen der Blanquisten in Saint Fargeau, und donnernder Beifall der zahlreich anwesenden „Genossen" bezeugte, daß Rochefort mit seiner Ablehnung des „Systems des Internationalismus à outrance" so recht aus dem französischen Empfinden heraus gesprochen hatte. Mit Recht bemerkt der socialistische Abgeordnete Castelin, einer der Festgenossen von Saint Fargeau, im „Jour" zu dieser Kundgebung:

> „Das ist ein directer Hieb gegen die utopische und verschwommene Form des deutschen Socialismus, dessen dusselhaft humanitärer Internationalismus unser innerstes Gefühl verletzt und sich jämmerlich verflüchtigt, sobald von einer Verwirklichung die Rede sein könnte. Jetzt ist das Volk gewarnt vor dem Feldzuge, den jene Internationalisten unternommen haben."

Henri Rochefort als Vertheidiger des Nationalgefühls und der Vaterlandstreue, das ist eine Erscheinung, die gewisse Socialistenführer deutscher Zunge in recht beklommene Stimmung versetzen muß. (In der neuesten Nummer des „Vorwärts" kommt diese Stimmung bereits zum Ausdruck: die Stellungnahme Rochefort's wird dort mit dem Hinweise zu entkräften gesucht, daß Rochefort der Hauptagitator Boulanger's gewesen sei. Das beweist gar nichts. Red. des „L. T.")

* **Berlin**, 17. Februar. Die „Germania" glaubt, einen Fall antipolnischen Chauvinismus geißeln zu sollen, der ihr aus Lauenburg in Westpreußen mitgetheilt wird. Sie schreibt:

> „Der dortige deutsch-protestantische Gastwirth Schmalz hatte sich ein katholisch-polnisches Dienstmädchen gemiethet, welches, da es der deutschen Sprache wenig oder gar nicht mächtig ist, im Hause und mit der Frau des Hauses polnisch sprach. Das erbitterte den Hausherrn so sehr, daß er sowohl dem Dienstmädchen als auch seiner Frau verbot, mit einander polnisch zu sprechen. Da seinem Verbote nicht Folge gegeben wurde, beantragte er bei der Polizeiverwaltung die Bestrafung des Dienstmädchens. Die Polizei verfügte gegen dasselbe ein Strafmandat in Höhe von 10 ℳ. Gegen dieses legte das Mädchen Beschwerde ein, jedoch vergeblich. Das Schöffengericht verurtheilte das Dienstmädchen zu 3 ℳ. In den Urtheilsgründen wird hervorgehoben, daß der Dienstherr das Recht habe, derartige Verbote wie den Nichtgebrauch der polnischen Sprache zu geben, und das Zuwiderhandeln sich daher als Ungehorsam charakterisire und auf Grund der Gesindeordnung zu bestrafen sei. Obgleich das Mädchen vor dem Gericht betheuerte, es könne nicht so viel Deutsch, um sich mit der Dienstherrschaft zu verständigen, so verblieb es doch bei der Strafe. Gegen dies Urtheil legte die Bestrafte Berufung ein bei der Strafkammer in Strasburg in Westpr. Diese verwarf jedoch die Berufung und bestätigte das auf 3 ℳ lautende Urtheil, indem es sich den Urtheilsgründen erster Instanz anschloß."

Wir bezweifeln keinen Augenblick, daß es sich hierbei wieder um einen Fall polnischer Halsstarrigkeit handelt, und daß der Gerichtshof die Ueberzeugung gewonnen hat, daß das Mädchen sehr wohl im Stande gewesen wäre, der Anordnung ihres Brodherrn Folge zu leisten. Fälle dieser Art sind in der jüngsten Vergangenheit öfter bekannt geworden.

— Den Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft ist folgendes Schreiben zugegangen:

> „Die Glückwunsch-Adresse, welche die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin Mir beim Eintritt in ein neues Lebensjahr gewidmet haben, hat durch ihre geschmackvolle und künstlerische Ausführung Mein besonderes Wohlgefallen erregt und spreche Ich Ihnen für diese werthvolle Geburtstagsspende Meinen Königlichen Dank aus. Ich freue Mich herzlich, daß Handel und Gewerbe im letzten Jahre einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen haben, und vertraue, daß die Grundlage für das wirthschaftliche Gedeihen, der Friede nach außen und innen, unter Gottes Führung unserem Deutschen Vaterlande noch lange erhalten bleibt.
>
> Die Adresse habe Ich dem Hohenzollern-Museum zur dauernden Aufbewahrung überwiesen.
>
> Berlin, den 6. Februar 1897.
>
> (gez.) Wilhelm R."

— Die auf Anweisung des Präsidenten des Reichstags vervielfältigten Abschriften der von dem Kaiser der Reichstags-Bibliothek überwiesenen Darstellungen über Kriegsmarinen sind den Reichstagsmitgliedern zugesandt worden.

— Aus Ostafrika wird der „Nordd. Allg. Ztg." der Tod des indischen Großkaufmanns Sewar Hadje gemeldet. Derselbe hatte früher das gesammte Trägerwesen in Zanzibar an der ostafrikanischen Küste monopolisirt. Ohne seine Mitwirkung war bis in die neuere Zeit hinein die Ausrüstung einer Expedition ins Innere fast gänzlich unmöglich. Den Deutschen zeigte er von vorn herein, in kluger Erkenntniß der Sachlage, großes Entgegenkommen und erwies ihnen jede nur mögliche Förderung. Der katholischen Mission spendete Sewar Hadje eine ganze Hügelkette in der Nähe von Bagamoyo, wo acht Dörfer von den befreiten Sclaven und Missionszöglingen errichtet wurden. Dem Gouvernement hinterließ er einen größeren Grundbesitz in Bagamoyo zu wohlthätigen Zwecken.

— In der Untersuchungssache gegen den Commissar v. Tausch wurde gestern der Reichstagsabgeordnete Bebel etwa zwei Stunden lang als Zeuge verhört.

— Die Voruntersuchung gegen den Criminalcommissar v. Tausch und den Freiherrn v. Lützow wegen Urkundenfälschung soll nunmehr abgeschlossen sein, so daß die Erhebung der Anklage demnächst zu erwarten stehe. Es handelt sich um die Fälschung der Unterschrift des Journalisten Kukutsch unter einer Quittung über 50 ℳ. Die Untersuchung gegen Herrn v. Tausch wegen Meineids und Verbrechens im Amte wird unabhängig von jenem Verfahren noch fortgeführt, dürfte jedoch, der „Voss. Ztg." zufolge, im Laufe dieser oder der nächsten Woche ebenfalls zum Abschluß gelangen. In dem Verfahren wegen Majestätsbeleidigung dauern die Erhebungen dem Vernehmen nach fort.

— Die Budgetcommission des Abgeordnetenhauses stimmte der Erhöhung der Gehälter für 2270 definitiv angestellte wissenschaftliche Lehrer höherer Lehranstalten auf 2700 bis 5100 ℳ zu; ein weitergehender Antrag wurde abgelehnt.

— Der Reichstagsabgeordnete Frhr. v. Langen erklärt in hiesigen Blättern:

> „Aus verschiedenen Berichten über den Berliner conservativen Parteitag am 12. d. Mts. ersehe ich zu meinem Befremden, daß die von mir bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede über das conservative Programm völlig entstellt reproducirt worden ist. Die Darstellung muß den Anschein erwecken, als entsprechen meine Ansichten denjenigen der Antisemiten. Demgegenüber möchte ich betonen, daß ich in meinem Vortrage gerade ausgeführt habe, ich stünde weder auf antisemitischem, noch auf christlich-socialem Boden, ich bielte vielmehr den Einfluß jener Elemente, die am lautesten „Juden raus!" zu rufen pflegten, für den allergefährlichsten für unser Volksleben! Ich bitte Sie, diese meine Erklärung veröffentlichen zu wollen, da mir daran gelegen ist, daß gerade bei Antritt meines neuen Amtes als Vorsitzender des Berliner conservativen Wahlvereins keine Zweifel über meine politischen Ziele aufkommen können."

— Ueber Admardt's Erscheinen im Reichstage lesen wir in der „Nat.-Ztg.":

> „Der von Amerika zurückgekehrte Abg. Admardt hatte den Muth, in der heutigen Sitzung des Reichstages zu erscheinen, und glaubte es der Wichtigkeit seiner Person schuldig zu sein, den Präsidenten von Buol öffentlich zu begrüßen. Er flog die Stufen zum Präsidentensitze hinauf, neigte sich zu dem Präsidenten herab und reichte ihm die Hand. Herr von Buol, der ihn nicht hatte kommen sehen, ergriff zerstreut die Hand und schüttelte sie; erst das allgemeine Gelächter des Hauses machte ihn darauf aufmerksam, wem er soeben die Hand gedrückt hatte. Während der Präsident sichtlich ärgerlich erröthete, flog Herr Admardt grunzisch zum Stenographentisch herab, durchschritt die Reihen der ihn erstaunt und entrüstet anstehenden Abgeordneten und entfernte sich wieder."

Betreffs seines Aufenthalts in New York und Chicago erklärt Admardt, wie die „Post" berichtet, daß ihm die Deutsche Presse die Arbeit recht sauer gemacht habe. Unter Mühsal und Entbehrungen sei es ihm endlich gelungen, siebzehn Clubgesellschaften mit etwa 3000 Anhängern zu bilden. Auch habe er das in englischer und deutscher Sprache erscheinende Blatt „Der Antisemit" gegründet, das jetzt, da es mit Abbildungen erscheine, Actien-Unternehmen geworden sei und eine Auflage von etwa 30 000 Exemplaren habe. Aus dieser Gründung beziehe er bedeutende Procente. Admardt gedenkt mit erneuter Kraft und reicher an Kenntnissen und Erfahrungen demnächst in seinen Wahlkreis zu gehen, um die Agitation wieder aufzunehmen. Auf die Frage, ob er sein Mandat niederlegen werde und eine Entschädigung annehme, erwiderte er, das könne man von ihm nicht verlangen.

— Der Deutsche Haftpflicht-Schutzverband hat an den Reichstag eine Eingabe bezüglich der Novelle zu den Unfallversicherungsgesetzen eingereicht, in welcher Anträge betreffs der Facultativversicherung, der Passantenversicherung, der Entschädigung der Hinterbliebenen, der Entschädigung bei Streitigkeiten unter den Berufsgenossenschaften u. A. gestellt und eingehend begründet werden.

— Die „Deutsche Tageszeitung" schreibt, es sei „nicht ausgeschlossen", daß ihre Angelegenheit die Gerichte noch einmal beschäftigen werde. — Na, na!

— Eine überraschende Nachricht über den Propst Szadzinski bringen die „Berl. N. N." Sie schreiben: „Wir erfahren zu unserem lebhaften Erstaunen, daß an der ganzen Geschichte von der Amtsniederlegung auch nicht ein wahres Wort ist! Der Propst übt nach wie vor seine „seelsorgerische" Thätigkeit in Witaschütz aus; der Patron Herr von Dulong theilt uns auf unsere Anfrage mit, daß ihm von einer Versetzung, geschweige denn von einer Amtsniederlegung des Propstes nicht das Mindeste bekannt sei! Wenn nun auch seit zwei Tagen das Gerücht verbreitet wird, dem Propst sei die Pfarrstelle in Pieranie, Kreis Inowrazlaw, übertragen, so ist uns doch jetzt erst die Möglichkeit gegeben, festzustellen, daß bisher thatsächlich nichts geschehen ist, was einer Rectificirung des Propstes für sein deutschfeindliches Gebahren ähnlich sieht, und daß es den Anschein gewinnt, als sei durch die klerikalen Blätter die Nachricht von der Amtsniederlegung nur zu dem Zwecke erfunden, eine strafrechtliche Verfolgung des Propstes Szadzinski obsolet erscheinen zu lassen."

— Der Geheime Medicinalrath Professor Lucae und andere Ohrenärzte haben an den Reichstag das Gesuch gerichtet, beim Bundesrath dahin zu wirken, daß in die Prüfungsordnung für Mediciner die Ohrenheilkunde als Gegenstand der Prüfung aufgenommen wird.

— Der kaiserliche Ministerresident z. D. Anton v. Eramayki ist in Baden-Baden nach langem Leiden gestorben.

* **Lübeck**, 17. Februar. Der auf den 23. Februar einberufene Landtag des Fürstenthums Ratzeburg ist wieder nicht beschlußfähig, weil die bürgerlichen und bäuerlichen Abgeordneten ihr Nichterscheinen angemeldet haben. — Der Voranschlag im Staatsbudget Lübecks für 1897/98 weist einen Fehlbetrag von 528 429 ℳ auf. (Köln. Z.)

* **Hamburg**, 17. Februar. Der Staatsvertrag zwischen Hamburg und Preußen betreffend die Elb-Correction, ist heute von der Bürgerschaft bestätigt worden.

* **Altona**, 17. Februar. Herr Mahr ersucht in einem Schreiben die Landtagswahlmänner, obgleich ihm die Majorität gesichert sei, einem andern, nicht ihm, die Stimmen zu geben. Als Grund der Ablehnung wird Krankheit und Geschäftsüberhäufung bezeichnet.

* **Bremen**, 16. Februar. Die gestrige Wahl eines Predigers am Dom hatte insofern ein größeres Interesse, als einerseits die Orthodoxen einen ihrer Leute durchzusetzen suchten und andererseits der langjährige Secretair des deutschen Protestantenvereins in Berlin, Pastor Werckshagen, in Frage kam. Die Orthodoxen behaupteten, es sei ungerecht, daß sie von den fünf Predigerstellen am Dom nur eine besetzten, während vier den Liberalen zufielen. (Es beruht das auf einem alten Herkommen). In der Wahl zeigte sich aber, daß ihre Partei nicht einmal ein Fünftel der abgegebenen Stimmen aufgebracht hatte. Unter den elf liberalen Candidaten hatten, wie man der „Voss. Ztg." schreibt, nur Werckshagen und Pfarrer Mauritz in Manchester Aussicht. Ersterer ist hier als Candidat an der liberalen Martinikirche in bestem Angedenken; auch verbindet ihn seine langjährige Thätigkeit als Secretair des Protestantenvereins mit den liberalen kirchlichen Kreisen unserer Stadt. Daß er jetzt als Prediger der Lutherkirche in Berlin gewählt ist und vielleicht abermals Schwierigkeiten mit seiner Bestätigung hat, wie es ja auch in Hameln der Fall war, steigerte das Interesse für seine Wahl. Allein es war aus verschiedenen Gründen eifrig gegen ihn agitirt worden und obgleich er im ersten Wahlgang die meisten Stimmen erhielt, unterlag er im entscheidenden dritten Wahlgang mit 95 Stimmen gegen 104, die auf den wenig bekannten Pfarrer Mauritz in Manchester fielen, für den einige Tompredniger warm eintraten. In weiten Kreisen der Stadt erregt es lebhaftes Bedauern, daß Werckshagen nicht gewählt wurde.

Hausthür und wurde des verbitterten Mannes Kamerad, als ob sich das von selbst verstünde.

Von May war nie die Rede mehr. Auch von Camill's und Resa's Hochzeit nicht. Camill und Julian lebten miteinander wie zwei Junggesellen, die sich auf ihre Weise mit dem Leben einrichten, tranken ihr Glas Wein im Gasthof, machten ihr Spielchen, böten auch wohl einmal ein Gartenconcert mit an und sprachen über Alles — nur nicht über May.

Vierzehn Tage schlichen so dahin. Camill hatte Julian in den letzten 24 Stunden nicht gesehen und mehrmals vergeblich bei ihm angeklopft. Ihm war schwül zu Muthe. Er saß in seinem „Zelt" unter dem Dach und las Wort für Wort die Geschichte des Burgfräuleins von Willowen — sie vergegenwärtigte ihm stets Resa mit unbeschreiblicher Deutlichkeit; er meinte ihren Blick zu fühlen, den sonderbar düster glänzenden „wie ein Gewitter, das am Berge aufzieht." Und jetzt dachte er an sein eigenes Glück. Sein Glück? Er lächelte bitter. Alles war verspielt, verfehlt . . .

Was stand doch in der Geschichte? „Und das Feuer verzehrte ihn von innen heraus und er war kränker denn zuvor . . . und da weinte Maria Teresa . . ."

Er schrak zusammen. Jemand stieß die Thür auf und kam in sein Zimmer — einer, der nur selten hier gewesen: Julian. Sein Gesicht war fahl.

„Was ist geschehen?" rief Camill. Es mußte etwas geschehen sein.

„Reden Sie, Julian. Ich bitte Sie darum; sind Sie krank?"

„Nein, ich bin ganz gesund", sprach Julian leise, mit fast erschreckender Ruhe. „Aber meine Frau hat mir soeben mitgetheilt, daß sie mit ihrem Vater nach Indien gehen wird — sie ist in Indien geboren —"

„Ah . . ." Camill stand der Athem still. „Und Sie?"

„Ich?" fragte Julian mit einem seltsamen Lächeln. „Ich werde gebeten, ihr die Freiheit zurückzugeben — angesichts der Verschiedenheit unserer Anschauungen in allen Dingen und angesichts dessen, daß ich sie nie so geliebt habe, wie sie es verdient und bedarf —"

„Julian!" Camill sah wie durch einen Nebel. „Und dann — werden auch Sie — frei —"

„Ich würde frei", sagte Julian, finster die Stirn runzelnd. „Aber, Camill, ich habe mich geweigert — ich habe ihr befohlen, sofort zu mir heimzukehren — denn Julian Willow will sein Recht bis auf den letzten Punct, und ich lasse mich nicht von meiner Frau scheiden! Glauben Sie, daß ich so handele aus — Liebe? Tausendmal nein! Ich gäbe mein Leben, wenn ich nicht mehr mit ihr dieselbe Luft zu athmen brauchte — denselben Himmel zu sehen — dieselbe Erde zu treten — denn ich verachte sie! Ich würde gern um eine Stunde wahrer Freiheit sterben — jedoch eben deshalb, Camill — eben deshalb werde ich ihrer Schwäche und Laune nicht willfahren — ihr Platz ist bei mir — ich werde sie zwingen, zwingen . . ."

Camill bebte heftig. Julian dagegen war so kalt, so ruhig, als spräche er von einem Fremden, der ein einziges Mal seinen Lebensweg gekreuzt.

„Sie werden trotz alledem frei werden, Julian", sagte Camill. „Ich weiß es — ich ahne es — eine ungeheure Umwälzung wird geschehen und dann werden Sie glücklich sein — dann wird Niemand mehr um Ihr Schicksal weinen —"

Er schlug das Buch zu, in dem er gelesen, und ordnete mechanisch mehrere Gegenstände im Zimmer.

„In drei Tagen wird es sich entscheiden", sagte Julian. „Und sie wird kommen —" er schauderte bei dem Gedanken. „Nein, sie wird nicht kommen", sagte Camill. „Sie wird nach Indien gehen und Sie — sind frei!"

„Frei!" wiederholte Julian. Und plötzlich brach es leidenschaftlich aus ihm hervor: „Was thue ich mit der kostbaren Freiheit? Was ist sie mir, das goldene Kleinod, jetzt? Es ist zu spät, zu spät!"

„Vielleicht nicht", sagte Camill, indem er sich müde auf den Fensterstuhl setzte.

Julian legte eine Hand auf Camill's Schulter. „Oh, Sie sind mir ein Freund — ein wahrer Freund — aber es wird Ihnen dreifach vergolten werden . . ."

„Meinen Sie?" lächelte Camill schmerzlich. „Es kann sein, wenn Sie erst frei sind —"

Sie trennten sich. „Wenn ich Nachricht erhalte, Camill, so werde ich kommen — bis dahin kann ich selbst Sie nicht sehen . . ."

„Frei!" dachte Camill. „Sie wird nicht zurückkehren —" Wie ein Stich traf ihn der Gedanke bei Tag und Nacht, ob er arbeitete oder ruhte — immer wieder. Zuweilen trieb ihn die Ungeduld umher, wie eine Furie — und dazwischen Resa's Briefe mit Grüßen an May und Julian. Sie schrieb seit kurzer Zeit anders als sonst. Er bemerkte es, aber er konnte nicht herausfinden, worin die Veränderung lag.

Endlich, nach Verlauf einer Woche trat Julian zum zweiten Male in Camill's Zimmer. Er lächelte und zog einen großen Bogen eng beschriebenen Papieres aus der Tasche.

„Ich meine, Sie mit den Einzelheiten des Inhaltes verschonen zu dürfen. May v. Willow, geborene Welton, schreibt mir, daß sie in ihrem Leben einen schweren Fehler begangen habe — den, mich zu heirathen. Ich werde ihrem Glück nicht im Wege stehen wollen — in der Person eines Engländers, Abkömmlings einer indischen Fürstenfamilie, habe sie den Mann erkannt, der ihr vom Schicksal bestimmt — May glaubte stets an Bestimmungen. Sie hofft, auch ich werde mich trösten und was das rein formelle Verfahren u. s. w. anbetrifft — sie meint die Scheidung — und hilft sich anmuthig über diese peinlichen Momente mit „Und so weiter" hinweg —, so werde ihr Vater sich mit mir in Verbindung setzen. Und Mr. Welton hat es gethan . . ."

„Julian!" rief Camill außer sich, „und diese Frau wollen Sie zwingen, zu Ihnen zurückzukehren?"

„Bis aufs Letzte", entgegnete Julian kalt. „Ich werde hinreisen und meine Frau zurückfordern — und wenn Alles umsonst und wenn es Wahrheit mit jenem Menschen — nun, so — wird May frei sein und ich werde deutsch sprechen mit dem indischen Fürstensohne —"

„Julian — Sie beabsichtigen —"

„Einen Räuber zu bestrafen? Ja!"

„Julian, Du bist toll", rief Camill, unwillkürlich der vertraulichen Anrede sich bedienend, die seitdem zwischen ihnen bestehen blieb — „Du bist toll, aber Du hast Recht".

„Und habe ich den Tod davon" — eine Erinnerung flammte in ihm auf. „Du übernimm es und sage Resa Alles, aber erst dann, wenn Du Nachricht über mein Leben oder Sterben erhieltest — vorher nicht. — Kehre ich heim, so brauche ich den Blick nicht vor ihr zu senken."

„Und dann wirst Du glücklich und frei sein", murmelte Camill. Julian hörte es nicht; er hörte nur die Sprache seines eigenen Blutes, seines Willens.

„Heute noch komme ich um meinen Urlaub ein. Spätestens übermorgen bin ich unterwegs — o Camill, es ist eine Erlösung, wie es auch immer enden mag!"

„Du telegraphirst sofort?"

„Sofort! Ich — oder ein anderer. Willst Du mich jetzt nach Hause begleiten? Für den Fall meines Todes hätte ich Dir verschiedene kleine Vermächtnisse — Wünsche — ans Herz zu legen."

„Gewiß", sagte Camill. Und die nächsten Stunden brachte er damit zu, Julian's letzte Wünsche in seinem Buche zu notiren.

Nur Resa wurde nicht genannt.

„Ist das Alles?" fragte Camill.

„Nein — Resa — wenn ich sterbe, sage ihr — Lebewohl. Weiter nichts."

„Und wenn Du lebst . . .?

„Auch dann!" antwortete Julian fest und bestimmt.

Sie besprachen noch praktische Dinge, Aeußerlichkeiten. Spät in der Nacht verließ Camill seinen Freund, um zu schlafen, wie letzterer meinte, in Wahrheit jedoch, um den tiefflüstern Wald hinauf und hinab zu irren, und vergebens um Ruhe zu kämpfen.

Am anderen Tage mußte er an Resa schreiben, und wie sollte, wie konnte er das, wenn er nicht ruhig war? Seine Seele war voll zum Ueberströmen, ihr Jugendfreund war in Kummer und Gefahr, und das Schicksal, das er so genau zu kennen meinte, verhüllte sich mit dunklen Schleiern.

Ja, wenn er ihr hätte schreiben können, was sein Herz gen Himmel schrie, was seine Brust zerriß, wenn es zwischen ihnen keine trennende Mauer gäbe, aber seine fühlfreundlichen Briefe mit den Plaudereien über seine Arbeit und den Nachrichten aus der Stadt, mit den Grüßen an alle Bewohner der Burg Horst und dem Handkuß für Resa, zu welcher Qual waren sie ihm geworden! Und nun stempelten ihn diese Briefe nicht zum Heuchler ihr gegenüber? Er kannte die Wolke, die an ihrem Himmel aufzog — er kannte sie und heuchelte Sonnenschein!

Camill sträubte sich gegen die Lüge der That. Und dieser erste Brief an Resa seit Julian's Abschied war das Werk einer schweren, dunklen Stunde, freundlich und gemessen wie immer — doch durch diese Gemessenheit zitterte ein kaum merklicher Ton der Sorge — unauffindbar und doch gegenwärtig.

So erfüllt zuweilen ein Laut die Luft, ohne daß wir wissen, von wannen er kam, wohin er sich verlor.

XVII.

„Hast Du gute Nachrichten von Deinem Verlobten, Resa?" fragte Frau v. Willow über ihre Zeitung hinweg, nachdem man zehn Minuten lang nur das Knistern der Blätter gehört. Es war so still gewesen — und Resa's Wangen, die erst bleich schienen, färbten sich höher —

„O sehr gute, danke Mama."

Resa las ihren Brief noch einmal von vorne an. Das